

SPRACHKREIS DEUTSCH / BUBENBERG-GESELLSCHAFT BERN

MITTEILUNGEN 1/2024

6. MÄRZ 2024

f	ft	B	ff	S	st / st̂	SS
wafferfeft	wasserfest	wasserfest	wasserfest	wasserfest	wasserfest	wasserfest
Moftfaß	Mostfaß	Mostfass	Mostfass	Süssmostfass	Süssmostfass	Süssmostfass
ftille Größe	stille Größe	stille Größe	stille Größe	stille Größe	stille Größe	stille Größe
Flußschiffahrt	Flußschiffahrt	Flusschiffahrt	Flusschiffahrt	Grossschiffahrt	Grossschiffahrt	Grossschiffahrt
Maßftab	Maßstab	Maßstab	Maßstab	Masstab	Masstab	Masstab
Nußfchale	Nußschale	Nusschale	Nusschale	Nusschale	Nusschale	Nusschale
Schloßftrafse	Schloßtraße	Schlossstraße	Schlossstraße	Schlossstraße	Schlossstraße	Schlossstraße



**VORANZEIGE: MITGLIEDERVERSAMMLUNG UNSERES VEREINS**

am Freitag, dem 3. Mai 2024 um 14.00 im Hotel WEISSES KREUZ, Marktplatz 15, 3250 LYSS

# INHALTSVERZEICHNIS

Leserbriefe	3
Das Eszett, ein unschweizerisches Ärgernis!?	5
Geschichte am Gymnasium	12
Buchvernissage: FLIESENDE GRENZEN	18
Der unbekannte Gotthelf	22

## IMPRESSUM

Herausgeber	Sprachkreis Deutsch/Bubenberg-Gesellschaft Bern CH-3000 Bern (ist kein Postfach!)
Redaktion	R. Wyß (rww), r.wyss@web.de, Tel. 076 345 78 60
Druckerei	ABC Druck AG, Wangen a. A.
Postkonto des Vereins	IBAN: CH20 0900 0000 3003 6930 7 SWIFT: POFICHBEXX
Copyright	für alle Texte bei den Verfassern, für Bilder ohne Quellenangaben bei R. Wyß.
Webseiten	Sprachkreis: <a href="http://sprachen.be">sprachen.be</a> , <a href="http://bernerland.ch">bernerland.ch</a> BADEM: <a href="http://badem-schweiz.ch">badem-schweiz.ch</a> Schweizer Orthographische Konferenz SOK: <a href="http://sok.ch">sok.ch</a>

### Titelblatt: Varianten des Buchstabens s in Antiqua Beispiele für Schreibungen

- im 17. und 18. Jahrhundert
- im 20. Jahrhundert
- nach der Rechtschreibreform 1996
  - weltweit
  - nur in der Schweiz und in Lichtenstein!

Liebe Leserinnen und Leser

Das s ist jahrhundertlang ein besonderer Buchstabe gewesen und ist es zum Teil heute noch. Bis 1800 wurde allgemein auf den richtigen Einsatz aller seiner Varianten geachtet: langes s (ſ), Schluss-s (ß) und Eszett. Im Griechischen wird als Kleinbuchstabe am Wortende immer noch ein spezielles Schluss-Sigma geschrieben.

Als Rest der alten Vielfalt blieb das Eszett erhalten. In der Schweiz ging es im 20. Jh. aber langsam vergessen mit der allmählichen Umstellung auf die lateinische Schreibschrift und auf Satzschriften in Antiqua. Heute ist das Eszett hierzulande so selten, dass manche Schweizer irritiert sind, wenn sie es in Texten finden, die nicht aus dem Ausland stammen.

Geschichte als Schulfach wird noch einmal thematisiert. Das Fach muss wieder aufgewertet werden, denn die Kenntnis der Vergangenheit lässt uns die Gegenwart besser verstehen und trägt zu unserer politischen Mündigkeit bei.

Noch einmal berichten wir auch über *FLIESENDE GRENZEN*; das Buch erlebte im letzten Dezember seine Vernissage. Es scheint bei seiner Leserschaft gut aufgenommen worden zu sein.

Im neuen Jahre ist der Germanist Alfred Reber gestorben, der maßgeblich zur Gesamtausgabe der Werke von Albert Bitzias alias Jeremias Gotthelf beitrug. Wir drucken seinen Beitrag von 2013 ab, der damals in den Mitteilungen erschien, über Suchmaschinen aber nur noch schwer zu finden ist, wenn nicht der Name des Verfassers und der genaue Titel eingegeben werden.

### Vortrag: Wozu Geschichte in dürftiger Zeit?

von Mario Andreotti, mit anschließender Diskussion

Donnerstag, 21.3.2024, 18.30 Uhr

Kabinett für sentimentale Trivilliteratur, Klosterplatz 7, Solothurn

S. Hinweis auf S. 17 unten!

## LESERBRIEFE

Lieber Herr Wyss

Mir ist heute Abend das Mitteilungsbulletin 3/2023 in die Hände gekommen. Als ich interessiert darin blätterte ... , sprang mir ins Auge, dass Sie in Ihren Texten das in der Schweiz nicht gebräuchliche Eszett verwenden.

Die Frage, weshalb in einem Artikel, der etwa dem Unterschied von "Fribourg" und "Freiburg" nachgeht oder über das "Chambrieren" von Medienberichterstattungen in der Deutschschweiz philosophiert, nicht die schweizerische Schreibweise mit dem Doppel-S berücksichtigt wird, brannte mir derart unter den Nägeln, dass ich kurzerhand beschloss, Ihnen zu schreiben, um hiermit der Lösung des Rätsels auf die Sprünge zu helfen ...

Mit grosser Freude über Ihre Antwort grüsst Sie sehr herzlich aus Biel

Bernadette Fülcher

Liebe Frau Fülcher

Besten Dank für Ihr nettes E-Mail mit der Frage zum Eszett.

Das Eszett ist ja in der Schweiz nicht etwa verboten; seine Verwendung in den *Mitteilungen* des Sprachkreises fällt immer wieder auch Mitgliedern unseres Vereins auf. Das Eszett ist somit zu einer Art Markenzeichen für den SKD geworden.

In meinen eigenen Familiennamen verwende ich das Eszett nicht konsequent, einerseits weil ich auch viel auf Englisch und gelegentlich auch in anderen Sprachen schreibe, andererseits vielleicht, weil der Namen mit Eszett etwas gar kurz wird.

Offenbar ist es an der Zeit, dem Eszett einmal einen eigenen Aufsatz zu widmen.

Mit herzlichen Grüßen,  
Rennie Wyss ODER Wyß

Guten Abend Herr Wyss

Kürzlich las ich wieder einmal den „Landvogt von Greifensee“ von Gottfried Keller und stiess dort auf den Satz: Der Hund boll. Verändern sich starke Verben einfach so beim Sprechen oder werden sie von irgend einer höheren Instanz quasi verordnet? Ich bin 82jährig und keine Akademikerin, lese aber viel und gerne.

Der Band „Fließende Grenzen“ liegt seit der Vernissage vom 12. Dezember - immer griffbereit - auf meinem Beistelltisch und erfreut mich stets.

Mit freundlichen Grüsssen,

Edith Jaggi,

Gümligen

Guten Abend, Frau Jaggi

Danke für Ihre Frage! Es freut mich, dass Ihnen die Textsammlung FLIESENDE GRENZEN gefällt.

Kurzantwort: Im Mittelalter war "bellen" ein starkes Verb: bellen - ball - gebollen; im Singular Präsens: "der hunt billt".

Auch noch in der Neuzeit bis ins 18. Jh. hinein wurde das Verb (auch) stark konjugiert: Im Präsens: "Der Hund billt." In der Vergangenheit trat neben "ball" auch die Form "boll".

Die schwache Konjugation kam im 17. Jh. auf:

"Der Hund bellt. - Der Hund bellte." In seiner Grammatik von 1786 lehnte der Theologe Stephan(us) Wiest die starke Beugung ab und empfahl die heute übliche schwache. Im 19. Jh. setzte sich die schwache Konjugation durch; "Der Hund boll" bei Keller ist ein später Beleg.

Hier liegt natürliche Veränderung der Sprache vor, keine Verordnung.

Mit freundlichen Grüßen

Rennie Wyß

Lieber Herr Wyss

Sonst glaube ich ja gern alles, was in Ihren "Mitteilungen" steht, aber die Sache mit den Freiburger Sprachtests hat mich doch stutzig gemacht: Vom Aufruhr, den so etwas gäbe, hätte ich doch etwas merken müssen. Um die lange Web-Adresse nicht abtippen zu müssen, habe ich die SMD benutzt, und da hat gleich die erste Zeile Klarheit geschaffen:

Freiburger Nachrichten, 01.04.2023

Herzliche Grüsse

Daniel Goldstein, Ittigen

Lieber Herr Goldstein

Besten Dank für den Hinweis!

Dann sind wir auf einen Aprilscherz hereingefallen. Geschieht uns Recht: Wir brachten ja damals in den *Mitteilungen* 1/2023 auch einen: „In die Genderfrage kommt Bewegung.“ Vermutlich haben es auch nicht alle gemerkt.

Übrigens: Das war doch eigentlich eine gute Idee in den Freiburger Nachrichten, wenn die Idee einer verbesserten *Zweisprachigkeit* der Leute Hand und Fuß haben soll! Über das Wesen und die Vorteile der *Zweisprachigkeit* zu reden und schreiben ist gut; eine *Zweitsprache* so gut zu lernen, dass man sie auch gerne und erfolgreich hört und liest, spricht und schreibt, soll aber das Ziel sein – sonst ist die ganze Diskussion über das Thema nutzlos.<sup>1</sup>

Mit herzlichen Grüßen

René Wyß

---

<sup>1</sup> Zum Verständnis des Zusammenhanges sei hier für die mitlesende die einschlägige Textstelle zitiert:

„Der Staatsrat (die Kantonsregierung) will die *Zweisprachigkeit* in der gesamten Bevölkerung weiter fördern. Im Kanton Freiburg soll demnach

die gesamte Bevölkerung zu Sprachtests angeboten werden, in denen sie Niveau B1 oder B2 in der *Zweitsprache* erreichen soll. Wer den Test nicht besteht, soll zum Besuch eines kostenlosen Sprachkurses aufgefordert werden.“ (S. 17)



## DAS ESZETT :

### EIN UNSCHWEIZERISCHES ÄRGERNIS!?

AUS DER GESCHICHTE EINER LIGATUR IM DEUTSCHEN UND  
IN ANDEREN SPRACHEN

*von Rennie Wyß*

#### DAS ESZETT ALTER ZOPF

Von Zeit zu Zeit wird der Verfasser gefragt, warum in den *Mitteilungen* das Eszett verwendet werde, welches in der Schweiz doch ungebrauchlich sei. Manchmal schwingt sogar der Vorwurf mit, das Eszett sei in der Schweiz unangemessen oder sogar falsch. Die Frage ist einerseits verständlich, weil das Eszett einen Sonderfall in der Welt von heute darstellt und nur im Deutschen verwendet wird. Es ist auch ein seltener Buchstabe, erst recht nach den Regeln der neuen Rechtschreibung. Vielleicht sehen sich die Schweizer lieber als Sonderfall in der deutschsprachigen Gemeinschaft und richten sich dafür kosmopolitisch aus. Dem ist entgegenzuhalten, dass z. B. auch die Dänen und Norweger ein graphisches Schibboleth pflegen – der Buchstabe ø (aus oe entstanden) ist außer im Dänischen und Norwegischen nirgends im Gebrauch, von ñ im Spanischen und ç im Französischen und Portugiesischen ganz zu schweigen.

#### Das Eszett ist weder Fisch noch Vogel

Das Eszett ist ein Überbleibsel aus der Zeit, als Ligaturen auch im Druck häufiger verwendet wurden als heute, und ist in der Gegenwart auch darum ein Kuriosum, weil es gleichsam weder Fisch noch Vogel ist: Eigentlich ist es eine Ligatur, gilt aber im modernen Druck – wie das viel ältere w – nur noch als Einzelbuchstabe. 2017 beschloss der Rat für deutsche Rechtschreibung

sogar, ß als Großbuchstaben und Alternative zu SS zuzulassen. Seit je alterniert ß mit ss, nach den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung allerdings nicht mehr so häufig wie früher:

*essen – aß – gegessen*

*fließen – floss – geflossen*

#### Die frühere Regel nach Adeling

Nach den Regeln vor 1996/98 trennte das Eszett Wortbestandteile oder markierte den Wortschluss. Beispiele:

Die Vorsilbe *miß* und die Basis verstehen: *mißverstehen*

Bestimmungswort und Grundwort: *Nußbaum, Gußstahl, Reißbrett, Großbuchstabe, Heißluft*

Basis und Nachsilbe: *eßbar, maßlos, weißlich*

Wortende (wenn nicht einfaches s): *Schluß, Weinfuß, groß, Nuß*

Nur zwischen Vokalen richtete sich die Schreibung nach der Aussprache. Nach langem Vokal oder Diphthong galt wie heute ß, nach kurzem Vokal ss:

Nach Diphthong: *außen, reißen, weiß*

Nach langem Vokal: *grüßen, gießen, Straße, Klöße*

Nach kurzem Vokal: *fassen, essen, bissig, flüssig, Pässe*

Lang – kurz: *Buße – Busse, Maße – Masse*

Zusammenfassend können wir sagen, dass in der adelingischen Regel die semantische Gliederung (die Trennung nach Bedeutungselementen) im Vordergrund stand.

#### Die Regelung nach Heyse

Die heysesche Regel richtet sich nur noch nach der Aussprache. Eszett steht nur noch nach Diphthong oder langem Vokal. Besonders augenfällig ist das bei *dass*, früher *daß*. Weitere Beispiele:

*beissen, groß, Fuß, Maß, Muße, aber Fass, kess, Nuss, Schluss*

## Ein erstes Fazit

Das Eszett ist nach den Regeln von 1996/98 im deutschen Schriftbild ziemlich selten geworden, nur j, y, x und q kommen noch seltener vor.<sup>2</sup> Einen nennenswerten Verlust in der Deutung eines Textes gibt es beim Lesen nicht. Deutsch wird zwar keineswegs phonetisch, aber doch ziemlich lautgerecht geschrieben. Die Oppositionen von Maße und Masse sowie Buße und Busse sind entbehrlich.

Die sogenannte neue deutsche Rechtschreibung verlangt dreifache Konsonanten nicht nur vor einem weiteren Konsonanten, sondern auch vor einem Vokal. Neu heißt es deshalb nicht nur *Gussstahl*, *Messstab*, *Nusschale*, sondern auch *Flusssand*, *Genussucht* und *Kongresssaal*. Als Glanzstück sei *Flussschiffahrt* erwähnt. Keine andere mir bekannte Sprache leistet sich einen solchen Schabernack. Er betrifft aber alle Konsonanten, nicht nur ß, und davon ist in unseren Mitteilungen schon früher einmal die Rede gewesen.<sup>3</sup> Beim Ersatz des Eszett sind die Fälle überschaubar, und zum Teil schlägt Duden Ersatzregelungen vor: *Guss-Stahl*, *Mess-Stab*, *Nuss-Schale*; *Fluss-Sand*, *Genuss-Sucht* und *Kongress-Saal*. Diese überzeugen zum Teil nur bedingt.

Natürlich können wir mit der neuen deutschen Rechtschreibung leben; eine Verbesserung stellt sie auch in diesem Falle nicht dar. Sie hat vielmehr einen kulturellen Bruch mit sich gebracht zwischen Antiqua und Fraktur, lateinischer Handschrift und Kurrentschrift. Das ist von geringer praktischer Bedeutung, da fast

niemand mehr die deutsche Kurrentschrift lesen und schreiben kann. Wer aber diese und ihre Vorläufer beherrscht, ist gefragt, wenn es um das Transkribieren alter Dokumente geht. In Fraktur wird auch kaum mehr gedruckt, und wenn es geschieht, können aus Unkenntnis der Regeln Fehler vorkommen. Dies geschieht auch oft, wenn ein Maler die Fassade einer Gastwirtschaft mit dem Namen in Fraktur verziert.<sup>4</sup>

## DIE GESCHICHTE DES ESZETT

Das Eszett ist auch geschichtlich betrachtet vor allem, aber nicht ausschließlich ein deutscher Buchstabe. Die Ligatur soll erstmals für die Zeit um 1300 belegt sein, in einer Handschrift des Heldenepos *Wolfdietrich*.<sup>5</sup> Im 15. Jahrhundert fand das Eszett auch Eingang in den deutschen Buchdruck, in gebrochener Satzschrift – Textura, Bastarda –, die sich an die Handschriften anlehnte und eine Frühform der Frakturschrift ist. Auch Caxton, der englische Pionier des Buchdruckes, verwendete eine ähnliche Schrift, vermiß aber das Eszett, indem er eine e an zwei Lang-s anfügte oder sich mit einem einfachen Schluss-s begnügte. In der folgenden Abbildung (S. 5) haben wir zwei Beispiele: *roundenesse* mit zwei Lang-s (Rundheit), *lytilnes* (Kleinheit), mit einfachem Schluss-s. (S. Abb. S. 5!). In den romanischen Sprachen lösten Antiqua-Schriften schon im 16. Jahrhundert die gebrochenen Satzschriften ab. Zu beachten sind die vielen Ligaturen: de, th, he, ro, eu, en. In der Umschrift wird der Buchstabe u nach dem Lautwert als u oder v transkribiert.

---

<sup>2</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Buchstabenhäufigkeit> – dort findet sich auch eine Tabelle, welche die Häufigkeit in mehreren europäischen Sprachen vergleicht.

<sup>3</sup> *Deutsch aus dem FF oder FFF*. Mitteilungen 1/2019, S. 23.4

<sup>4</sup> Mehr zu diesem Thema in einem weiteren früheren Heft: *Wer schreibt denn noch von Hand?* und *Schreiben von Hand seit 1500*, S. 10-25, Mitteilungen 1/2022, S. 4-9 bzw. S. 10-25.

<sup>5</sup> Wie nicht anders zu erwarten ist, gibt es auch zum Thema Eszett eine umfangreiche Literatur. Eine erste Bibliographie ist leicht auf Wikipedia zu finden: <https://de.wikipedia.org/wiki/ß>  
Eine kurzgefasste Geschichte des Eszett von Frauke Rüdebusch ist abrufbar auf <https://gfds.de/das-ss/>

What the Roundnesse of the erthe is  
 Wherfor god made the World round  
 Of the moeuyng of the heuen and of  
 And of the lytilnes of the erthe unto

What the Roundnesse of the erthe is  
 Wherfor god made the World round  
 Of the moeuyng of the heuen and of ...  
 And of the lytilnes of the erthe unto ...

*The Mirroure of the World*, übersetzt und gedruckt von William Caxton,  
 Westminster 1481, S. 6. (< Gautier de Metz, *L'image du Monde*, 1245.)  
[https://www.loc.gov/resource/rbc0001.2009rosen0563/  
 ?sp=6&st=image&r=0.12,0.071,0.774,0.471,0](https://www.loc.gov/resource/rbc0001.2009rosen0563/?sp=6&st=image&r=0.12,0.071,0.774,0.471,0)

Et, ff fi fm fu fo fr ju fy,  
 ff ff  
 ff ff ff, ta te ti tm tn to tg tr tt tu  
 te ty

Ludovico degli Arrighi. *La operina ... da imparare di scriuere littera cancel-  
 larescha*. Rom 1522. Der erste Schreiblehrgang zum Lernen ohne die  
 Hilfe eines Schreibmeisters.  
<https://ar.pinterest.com/pin/161566705362114813/>

Zwar ist in der Antiqua die Ligatur ß bereits 1522 im Schreible-  
 gang Ludovicos degli Arrighi nachgewiesen, doch handelt es  
 sich hier um die Ligatur von Lang-s + Kurz-s. Sie sieht gleich aus  
 wie heute das Eszett in Antiqua, hat aber außerhalb Deutsch-  
 lands nie eine große Rolle gespielt, und deutsche Bücher wurden  
 bis ins 19. Jahrhundert fast ausschließlich in Fraktur gedruckt.

Lang-s und Kurz-s als Entsprechung zum Eszett in Antiqua

*Liber uitae communi in primis utilis,  
 & necessarius.*

Etienne Dolet. *Genethliacum*. Lyon 1539. Erstausgabe, Titelblatt.  
[https://www.forumauctions.co.uk/193/Printer-Martyr.-Dolet-Etienne-Genethliacum-first-edition-  
 Lyon-apud-eundem-Doletum-1539/10606-8\\_1/1?view=lot\\_detail&auction\\_no=1001#gallery](https://www.forumauctions.co.uk/193/Printer-Martyr.-Dolet-Etienne-Genethliacum-first-edition-Lyon-apud-eundem-Doletum-1539/10606-8_1/1?view=lot_detail&auction_no=1001#gallery)

**bles faictz & prouesses du tresrenome  
 Pantagruel Roy des Dipsodes!**

François Rabelais. *Gargantua et Pantagruel*. Lyon ~ 1532.  
[https://en.wikipedia.org/wiki/Gargantua\\_and\\_Pantagruel#/media/File:Page11-  
 682px-Rabelais\\_-\\_Pantagruel\\_-\\_ca\\_1530.jpg](https://en.wikipedia.org/wiki/Gargantua_and_Pantagruel#/media/File:Page11-682px-Rabelais_-_Pantagruel_-_ca_1530.jpg)

Zwischen Vokalen steht im ersten Beispiel in humanistischer  
 Kursive das Eszett im 16. Jh. in einem lateinischen Text auch, im  
 zweiten jedoch in Rotunda die Lang-s-Ligatur ff.

Im Französischen des 17. und 18. Jh. ist dieses Eszett nicht mehr  
 üblich. Stattdessen finden wir die Ligatur des doppelten Lang-s,  
 gefolgt von einem Vokal oder dem stummen Buchstaben e.

le Ciel m'auoit donnez, il ne m'a  
 laissé qu'une Fille, & cette Fille est  
 toute ma peine: Car en fin, ie la voy  
 dans vne melancolie la plus sombre  
 du monde, dans vne tristeſſe épou-

Molière. *L'Amour médecin*, Paris 1669  
<https://gallica.bnf.fr/view3if/ga/ark:/12148/bpt6k8711747q/f16>

In den beiden Textausschnitten finden wir jedoch auch weitere  
 Ligaturen: die Doppelbuchstaben ff und ll, sowie ft.

Die Kombination von Lang-s und Kurz-s kommt aber im Engli-  
 schen recht häufig vor; sie wird, auch ohne zur Ligatur zu ver-  
 schmelzen, ähnlich gehandhabt wie das Eszett im Deutschen.

Must we renounce, and changing stile be call'd  
Princes of Hell? for so the popular vote  
Inclines, here to continue, and build up here  
A growing Empire; doubtless; while we dream,

John Milton. *Paradise Lost*. London 1669

[https://www.sothebys.com/en/buy/\\_paradise-lost-9908](https://www.sothebys.com/en/buy/_paradise-lost-9908)

In der Erstausgabe vom Miltons *Paradise Lost* finden wir neben ff auch die Kombination von langem und kurzem s, also fs mit dem kurzen s als Schluss-s.

ing, he sat up all Night at a Tavern, that  
he might not miss the Squire in the Morn-  
ing, and by that Means missed the Revo-  
cation which my Lord had sent to his Lodg-  
ings.

Henry Fielding. *Tom Jones*. London 1749.

<https://shapero.com/products/henry-fielding-the-history-of-tom-jones-first-edition-106623>

In Henry Fieldings *Tom Jones*, ebenfalls in der Erstausgabe, haben wir sowohl die Verbindung von langem und kurzem s in miss als die Doppel-Ligatur ff in *missed*.

**OATS.** *n. f.* [æen, Saxon.] A grain, which in England is generally given to horses, but in Scotland supports the people.

It is of the gras leaved tribe; the flowers have no petals, and are disposed in a loose panicle: the grain is eatable. The meal makes tolerable good bread.

*Miller.*  
The oats have eaten the horses.

It is bare mechanisim, no otherwise produced than the turning of a wild *oatbeard*, by the insinuation of the particles of moisture.

*Locke.*

Samuel Johnson. *Dictionary of the English Language*. London 1755.

<https://www.britannica.com/biography/Samuel-Johnson/The-Dictionary>

Wie im Französischen kann auch im Englischen auf Doppel-s ein stummes e folgen. Ein solches stummes e hat es bekanntlich in deutschen Texten nie gegeben, außer in Fremdwörtern. Ähnlich verhält es sich in Dr. Samuel Johnsons berühmtem Wörterbuch, wo neben *horses* auch *disposed* und *loose* mit Lang-s vor stummem e steht, allerdings auch mit f am Ende der Vorsilbe *dis*.

Wir sehen also, dass Antiqua und Fraktur, als sie in Europa nebeneinander verwendet wurden, für die verschiedenen Formen des Buchstabens s ähnliche Regeln hatten.

Im Deutschen wurde die Antiqua bis 1800 selten verwendet.

Aus mehreren Zeitschriften

vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert.

Friedrich Schiller. *Gesammelte Schriften*. Leipzig 1792. Titelblatt  
[https://preserver.beic.it/delivery/DeliveryManagerServlet?dps\\_pid=IE5407365](https://preserver.beic.it/delivery/DeliveryManagerServlet?dps_pid=IE5407365) (Ausschnitt)

Hier haben wir das lange und kurze s, zwei Beispiele für das Doppel-s und die st-Ligatur.

In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an seinem Fenster steht, ein ängstlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es ist werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

J. W. v. Goethe, *Der Römische Carneval*. Weimar und Gotha, 1789, S 54.  
<https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/image/3730911775/66/>

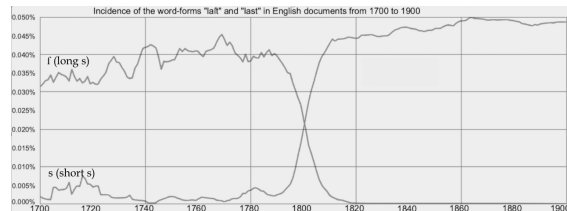
Das lange s kam hier nur zusammen mit Schluss-s zum Einsatz, als Entsprechung zum Eszett der Frakturschrift.

## ſ: DAS LANGE S IN DER NEUZEIT

Aus heutiger Sicht mag es erstaunen, dass jahrhundertlang das s in zwei grundsätzlich komplementären Formen und in der



Verdoppelung erst noch in zwei verschiedenen Ligaturen verwendet wurde. Die Aufspaltung des s in Lang-s und Kurz-s erfolgte im Mittelalter beim Übergang von der karolingischen Minuskel zur gotischen Minuskel. Der Grund dafür wird wohl ein ästhetischer gewesen sein, die Lust zur graphischen Gliederung von Texten; der Zufall spielte gewiss auch eine Rolle. Jedenfalls herrschte diese Doppelform des Buchstabens in englischen Texten bis 1800 vor. Dann verschwand das lange s ziemlich schnell, hielt sich aber vor allem in Großbritannien vereinzelt während des ganzen 19. Jahrhunderts.



Kurzes und langes s: Verteilung der Wortformen "laft" (blaue Linie) und "last" (rote Linie) in englischen Texten zwischen 1700 und 1900. <sup>6</sup>

In England führte 1788 der rührige und Buchhändler, Drucker und Verleger John Bell einen Schriftsatz ohne das lange s ein, Bell genannt, aber geschaffen vom Schriftschneider John Austin. Ein Argument für die Abschaffung des langen s war die Gefahr der Verwechslung des langen s mit f, ein anderes der Zeitgewinn beim Setzen. Bell betrieb in London eine Buchhandlung,

<sup>6</sup> Kapidakis, Sarantos; Mazurek, C. and Werla, M. *Research and Advanced Technology for Digital Libraries*. Hannover (Springer) 2015, pp. 257–260. [https://en.wikipedia.org/wiki/Long\\_s#/media/File:Historical\\_usage\\_of\\_long\\_s.svg](https://en.wikipedia.org/wiki/Long_s#/media/File:Historical_usage_of_long_s.svg) (bearbeitet).  
Lizen: Dave Farrance. [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Historical\\_usage\\_of\\_long\\_s.svg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Historical_usage_of_long_s.svg)

publizierte die Tageszeitung *The Morning Post* und populäre Zeitschriften sowie günstige Ausgaben von klassischen und zeitgenössischen Werken der englischen Literatur.<sup>7</sup>

Aus dem Französischen verschwand das lange s etwa zur gleichen Zeit wie aus dem Englischen; in Spanien war es sogar schon in den 1770er Jahren verschwunden.

Man ist versucht, dies als Ausdruck der Zeitenwende zu deuten. Der Abschied vom langen s wurde auch durch politische Veränderungen begünstigt (Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, Französische Revolution) und passte auch zum Aufstieg des Bürgertums in Gesellschaft und Politik.

Vielleicht ist es kennzeichnend, dass die Beibehaltung der Frakturschrift in Deutschland auch ein Zeichen dafür war, dass das deutsche Bürgertum im 19. Jahrhundert politisch schwächer war als in Frankreich oder England, von den Vereinigten Staaten ganz zu schweigen. Immerhin gewann die Antiqua im Bereiche der Wissenschaft auch in der deutschen Sprachgemeinschaft im 19. Jahrhundert an Bedeutung; dabei blieb das lange s auf der Strecke, doch das Eszett blieb erhalten.

## DAS S IM DEUTSCHEN ALS BUCHSTABE UND LAUT s ist im Deutschen ein besonders häufiger Buchstabe

Im modernen Deutsch ist der Buchstabe s (auch ohne ß) häufiger als in anderen europäischen Sprachen, wenn wir von den Pluralendungen in den westromanischen Sprachen absehen. <sup>8</sup>

<sup>7</sup> S. dazu NASH, Paul W. (2001). «The abandoning of the long s in Britain in 1800». *Journal of the Printing Historical Society*. No. 3 (NS) 2021, S. 3-19. Herunterzuladen auf <https://hcommons.org/deposits/item/hc:30563/>  
<sup>8</sup> Dabei wird übrigens in den Statistiken das nicht sehr häufige Eszett separat gezählt. S. dazu Statistiken auf Wikipedia <https://de.wikipedia.org/wiki/Buchstabenhäufigkeit> mit Bibliographie und Links zu Artikeln in anderen Sprachen.

## Woher kommt der deutsche s-Laut?

Das s ist im Deutschen deshalb sehr häufig, weil es vor allem zwei Quellen hat: Einerseits ist es auf indogermanisches s zurückzuführen, so z. B. in *Sonne*, italienisch *sole* (aus lateinisch *sol*), russisch *солнце* (*solntse*), andererseits entstand es auch durch die 2. oder hochdeutsche Lautverschiebung aus indogermanischem d. So entsprechen russischem *бодá* (*wodá*), griechischem *ῥόδωρ* (*hýdōr*) und italienischem *onda* ‚Welle‘ das deutsche Wort *Wasser*. Englisch *water* und schwedisch *vatten* vertreten die Zwischenstufe, die durch die 1. oder germanische Lautverschiebung entstanden war, als indogermanisches d zu t wurde.

### • ALTES UND NEUES S IM MITTELALTER

Ich saz vf eime steine	do daht ich mir vil ange
vnd dahte bein mit beine	wes man zerwelte solte leben
darvf saste ich den ellenbogen	dekeinen rat konde ich gebebe(n)
ich hete in mine hant gesmogen	wie man drv̄ dinc erwurbe
min kinne vnd ein min wange	der deheinoz niht verdv̄rbe.

*Walther von der Vogelweides Lied im Reichston, 1. Strophe<sup>9</sup>*

Bis ins 14. Jahrhundert wurde das alte s aus dem Indogermanischen gewöhnlich mit s geschrieben, das neue s hingegen, welches durch die hochdeutsche Lautverschiebung entstanden war, mit z. Dieses wurde je nach Stellung im Wort als Zett /ts/ oder scharfes /s/ ausgesprochen. Das alte s war palataler als das neue, d. h. es war ein Laut zwischen heutigem stimmlosem s /s/ und sch /ʃ/, dem dritten s-Laut. Diesen gab es im Mittelalter nämlich auch schon, er war aus altgermanischem /sk/ über /sx/

<sup>9</sup> Alte Heidelberger Handschrift: H. 1, 224<sup>b</sup>. Quelle: [https://de.wikisource.org/wiki/Die\\_alte\\_Heidelberger\\_Liederhandschrift#Seite\\_27](https://de.wikisource.org/wiki/Die_alte_Heidelberger_Liederhandschrift#Seite_27)

<sup>10</sup> Im Niederländischen wird bekanntlich sch immer noch getrennt, *schaduw* ‚Schatten‘ wird als /ˈsxādʏv/ gesprochen.

entstanden, z. B. im Wort *Schatten*, mittelhochdeutsch *schate*, *schatewe*.<sup>10</sup>

Die beschriebene Opposition zwischen altem und neuem s ging gegen Ende des Mittelalters allmählich verloren, der Unterschied zwischen der Verbform *was* ‚war‘ und dem Fragepronomen *waz* ‚was‘ wurde aufgegeben. Vor den Konsonanten l, m, n, p, t und w wurde das alte s dem sch angeglichen, das es außer vor Vokalen auch schon vor dem Konsonanten r gab (*schrīten* aus *skrītan*).

### Das s als mehrdeutiger Buchstabe im heutigen Deutsch <sup>11</sup>

s kann bekanntlich nicht nur den Laut /s/ bezeichnen, sondern auch den Zischlaut /ʃ/, der in der IPA-Lautschrift durch das lange s (ʃ) bezeichnet wird. Außerdem wird in der Hochsprache das s am Wortanfang und zwischen Vokalen, außer wenn es ursprünglich eine Geminata war und deshalb stimmlos blieb, stimmhaft ausgesprochen.

Im Deutsch der Neuzeit wird /ʃ/ nicht einheitlich bezeichnet. In den Buchstabengruppen sp und st wird s im Anlaut und auch im Inlaut am Anfang einer Silbe meistens als /ʃ/ ausgesprochen; vor andern Konsonanten wird jedoch sch verwendet, z.B. in *Schlaf*, *schmal*, *schnell*, *Schrift*, *Schwester*, obwohl einfaches s genügen würde. Außer in Fremd- und einigen Lehnwörtern wird vor /l/, /m/, /n/ und /r/ immer /ʃ/ gesprochen, nie /s/; es gäbe mit *sl*, *sm*, *sn*, *sr* und *sw* kaum Verwechslungen. Im Mittelalter wurde denn auch bis ins 15. Jahrhundert *slafen*, *smal*, *snel* und *swester* geschrieben; nicht aber *\*sreiten* oder *\*Srift*, da hier /ʃr/ auf /ʃkr/ bzw. /ʃxr/ zurückgeht. (S. oben).

<sup>11</sup> Michel, Wolf-Dieter: *Die graphische Entwicklung der s-Laute im Deutschen*. In: *BGDSL*, Bd 81. Halle (Saale) 1959, S. 456–480, hier S. 461.

Der Buchstabe s ist also im Deutschen kein eindeutiges Zeichen. Daran ändert auch nichts, dass heute nach Heyse Eszett geschrieben wird, um anzuzeigen, dass die vorhergehende Silbe lang ist: *Maße, Größe, Buße*.

### **Der schweizerische Sonderweg nach 1900**

Die Orthographische Konferenz von 1901 beschloss eine Rechtschreibung, die der heute üblichen bereits sehr ähnlich war. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts hatten im Druck Antiqua-Schriften auch für deutschsprachige Bücher an Bedeutung gewonnen. Im Gegensatz zu den anderen westeuropäischen Sprachen wurde aber, wie erwähnt, für das Eszett auch eine Entsprechung in Antiqua festgelegt. Diese Regel wurde in der Schweiz vor allem von den Buchverlagen eingehalten, welche Bücher für die gesamte deutschsprachige Gemeinschaft drucken ließen. In privater Korrespondenz wurde das Eszett in lateinischer Schreibschrift oft durch Doppel-s ersetzt.

Beim schweizerischen Abschied vom Eszett spielte bekanntlich der Erziehungsrat des Kantons Zürich 1938 eine Vorreiterrolle; die Umstellung der Tagespresse auch in der NZZ brachte 1973 die Entwicklung zu einem gewissen Abschluss. Der ganze Prozess war im Wesentlichen eine Konzession an die uneinheitliche Praxis in der Schweiz; über die Vor- und Nachteile des Eszett waren die Meinungen in ernsthaften Diskussionen durchaus geteilt, so auch in den Beratungen des Zürcher Erziehungsrates vor seinem Beschluss. In diesem wurde darauf verzichtet, das Eszett an den Schulen weiterhin zu lehren, dessen konsequenter Gebrauch war aber nach wie vor akzeptiert. Allerdings ist es eben nur eine Frage der Zeit, bis Regeln, die nicht mehr vermittelt werden, auch aus dem allgemeinen Gebrauch verschwinden.

Heute kommt die Schweiz grundsätzlich ohne Eszett aus; aus offiziellen Texten von Bund und Kantonen ist es sogar verboten.

Bis in die Sechzigerjahre waren die Texte der Lesebücher an manchen Schulen noch mehrheitlich in Frakturschrift gedruckt. In vielen Klassen lernten die Kinder auf der Sekundarstufe noch die Kurrentschrift lesen und schreiben; so wurde ein Teil der Lernenden noch durch die Hintertür mit den Regeln vertraut, nach denen f. s und ß geschrieben wurden und lernten auch, dass ft nicht getrennt werden durfte und nach großem S zwingend als Ligatur zu schreiben war.

Das heißt nicht, dass das Eszett verschwunden wäre. Vielmehr kommt es durch die wachsende Internationalisierung „von draußen rein“, besonders natürlich aus Deutschland und Österreich. Durch die beliebte Technik des Kopierens und Einfügens dringt es auch in Texte ein, die für die Schweiz bestimmt sind; die meisten Leute merken das wohl beim Lesen nicht einmal.

### **Zweites Fazit: Das Eszett in unseren Mitteilungen**

Der Redaktor dieses Blattes entschied sich zu Beginn seiner Tätigkeit für den Verein, das Eszett entgegen dem üblichen Gebrauch in der Schweiz zu verwenden. Er ist der Meinung, dass es Schweizer Bürgerinnen und Bürger nicht nötig haben, ihre Staatsangehörigkeit mit dem Verzicht auf einen Buchstaben zu markieren.

Zwar kann das Eszett als graphisches Fossil angesehen werden. Die übrige Sprachgemeinschaft hält aber an diesem besonderen Buchstaben fest, und es gelingt auch den Leuten, die Deutsch als Zweit- oder Drittsprache lernen, die Regeln zur Unterscheidung von Doppel-s und Eszett erfolgreich anzuwenden.

Vielleicht ist die Zeit irgendeinmal reif dafür, das Eszett aus dem Buchstabeninventar ganz zu kippen. Dann wird die Zeit dafür gekommen sein, einen viel fragwürdigeren deutschen Spleen aufzugeben, nämlich die Dreifachschreibung von Konsonanten, und getrost *Schrittempo, Balletttänzer, Schifffahrt* und außerdem *Sauerstoffflasche, fettriefend* und *Kunststoffenster* zu schreiben.

## GESCHICHTE AM GYMNASIUM

WAS BRINGT DAS REFORMPROJEKT «GYMNASIUM DER ZUKUNFT»  
FÜR DAS FACH?

*von Mario Andreotti*

An die Stelle einer bedachten Weiterentwicklung der schulischen Pädagogik ist vonseiten der Bildungspolitiker, durch die rasanten gesellschaftlichen Veränderungen verunsichert, in den letzten Jahren eine Reformwut getreten, die aus unseren Schulen Dauerbaustellen macht. Verwirrend ist dabei die neue Terminologie: von Interdisziplinarität und Transdisziplinarität, von Transversalem Unterricht und Transversalen Kompetenzen, von transversalem Einbezug der Digitalität, von Kompetenzorientierung, von überfachlichen Kompetenzen, von curriculärer Primär- und Sekundärstruktur usw. ist die Rede. Lehrerinnen und Lehrer sehen sich einmal mehr von einem «Fachchinesisch» überfordert und vor lauter Kompetenzrahmenmodellen und transversalen Bereichen versagt die Verständigung zwischen Wissenschaft und Schule.

Wo steht das Fach Geschichte innerhalb dieser ganzen Reformitis mit ihrer verwirrenden Terminologie?

Dabei wissen wir, dass die Geschichte, besser gesagt, die Geschichtsschreibung, die Historiographie als Aufzeichnung vergangenen menschlichen Lebens uralt ist, ja bis in die griechische und römische Antike, bis zu Herodot im 5. Jahrhundert vor Christus und Livius zur Kaiserzeit des Augustus zurückreicht, auch wenn es eine eigentliche Geschichtswissenschaft, ähnlich der Literaturwissenschaft, erst seit der Romantik des 19. Jahrhunderts, seit Leopold von Ranke, Theodor Mommsen und Friedrich Carl von Savigny gibt. Dazu kommt, um uns jetzt dem Gymnasium zuzuwenden, dass der

gymnasiale Bildungskanon immer noch stark historisch ausgerichtet ist. Im Deutschunterricht betreiben wir Sprach- und Literaturgeschichte, und wenn im Philosophieunterricht beispielsweise von Immanuel Kant die Rede ist, dann vermitteln wir Informationen über das Zeitalter der Aufklärung. Selbst in den Naturwissenschaften verhält es sich nicht anders: In der Physik hören wir vom Archimedischen Gesetz und tauchen dabei in die Zeit der griechischen Kolonisation im 3. Jahrhundert vor Christus ein, ähnlich in der Mathematik; da sprechen wir vom Satz des Pythagoras und finden uns im 6. Jahrhundert vor Christus wieder. Und in der Biologie schliesslich werden wir mit Charles Darwins Evolutionslehre und ihren Auswirkungen im Sozialdarwinismus bekannt gemacht. In der gymnasialen Bildung ist also die Geschichte in irgendeiner Form andauernd präsent. Vor diesem beeindruckenden Hintergrund müsste die Stellung der Geschichte auch als eigenständiges Schulfach eigentlich gesichert, ja unbestritten sein. Doch die Realität ist heute eine andere.

An den meisten Gymnasien kommt das Fach Geschichte mit seinen höchstens zwei Wochenlektionen, die es häufig erst noch mit dem Fach Politische Bildung teilen muss, eindeutig zu kurz. Und in Berufsmaturitätsschulen, die ich kenne, erscheint das Fach nicht mehr im Grundlagen-, sondern nur noch im Ergänzungsbereich, meist im Sammelfach «Gestaltung und Kunst», zusammen mit den Fächern Politik, Technik und Umwelt. Diese Marginalisierung der Geschichte hat meines Erachtens mehrere Gründe:

Da ist zunächst einmal der seit den frühen 1970er Jahren anhaltende Abschied von der Vermittlung von Fakten im Unterricht, der durch die neuen, auf Kompetenzen basierenden Lehrpläne noch verschärft wird und der gerade einem Fach wie Geschichte, wo es vorwiegend um Fakten und Zusammenhänge

geht, besonders schadet. Das Mantra vieler Bildungspolitiker und Reformpädagogen, das da lautet, was heute zähle, sei nicht Wissen, sondern Kompetenz, ist Gift für unser Fach. Dazu kommt, dass an vielen Gymnasien Geschichte nicht mehr chronologisch, sondern in sogenannten Längsschnitten zu Themen, wie beispielsweise «Skavenhandel», «Kolonialismus», «Migration» oder «Rassismus», unterrichtet wird. Das dient angeblich dem tieferen Verständnis von historischen Zusammenhängen, fördert in Wirklichkeit aber historische Unwissenheit und Oberflächlichkeit. Die Vorstellung vom zeitlichen Nacheinander weicht damit einem Durcheinander, in dem es keine Epochen, keine geschichtlichen Zeitalter mehr gibt. War jetzt der deutsche Kaiser Wilhelm II. vor oder nach Napoleon? Keine Ahnung! Dringend benötigtes Überblicks- und Orientierungswissen geht auf diese Weise verloren.

Zu all dem fällt mir seit langem auf, dass viele, vor allem junge Lehrerinnen und Lehrer das Fach Geschichte in einer stark verkürzten Form unterrichten. Unter dem Vorwand, dass man sowieso nicht alle historischen Epochen behandeln könne und dass für junge Menschen von heute schon der Zweite Weltkrieg zeitlich fast so weit weg sei wie das Mittelalter, setzen sie häufig irgendwo im Zeitalter der Aufklärung und der Französische Revolution ein und lassen alle früheren Epochen beiseite. Junge Menschen wissen so nichts über Reformation, Humanismus und Renaissance, geschweige denn über das Mittelalter und die Antike. Auch wenn man in einem Zwei Stunden-Fach wie Geschichte nicht alles, was wissenswert wäre, behandeln kann, wenn es den Mut zur Lücke braucht, geht es nicht an, ganze Epochen, die für das Verständnis unserer Welt wichtig sind, einfach im Dunkeln zu lassen. So erfahren junge Menschen nie etwas über den Weg zu einer Demokratie im antiken Griechenland, nie etwas über die spannende Auseinandersetzung zwischen kirchlicher und weltlicher Gewalt, Papst und

Kaiser, im Hoch- und Spätmittelalter und nie etwas über das Auseinanderbrechen der kirchlichen Einheit in der Reformation. Um nur drei Beispiele zu nennen. Ich erinnere in diesem Zusammenhang gerne an ein Wort des britischen Staatsmanns Winston Churchill, das da heisst: «Je weiter man zurückblicken kann, desto weiter wird man vorausschauen.»

Schliesslich gibt es für mich noch einen anderen triftigen Grund für die Tatsache, dass das Schulfach Geschichte in Bezug auf die Stundentafel am Gymnasium immer mehr ins Abseits geriet. Im Zusammenhang mit dem Mangel an Ingenieuren und Technikern wurde und wird unsere Bildungspolitik zunehmend auf die sogenannten MINT-Fächer, also auf Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik, ausgerichtet. Weniger Studierende der Geisteswissenschaften und mehr Lehrlinge, vor allem weniger Historiker und mehr Ingenieure: Solche Forderungen werden zurzeit von Gewerbeverbänden und von Politikern erhoben, die für nützliche Ausbildungsgänge plädieren. Es kann daher nicht verwundern, dass in den PISA-Studien, bei denen nur alltags- und berufsrelevante Kenntnisse und Fähigkeiten geprüft werden, das Fach Geschichte nicht existiert. Es gibt in der Bildung offenbar Nützliches und Unnützes. Aber was heisst denn schon nützlich? Ist ein Ingenieur, der elektronische Schaltungen erstellt, nützlicher als ein Historiker, der beispielsweise die Gründe für das Versagen der Demokratie im Europa der 1920er Jahre untersucht hat und daraus die richtigen Lehren für unsere Zeit zu ziehen vermochte? Die Frage seit mit allem Nachdruck gestellt.

Zu den vorhin genannten MINT-Fächern kommen im neuen Rahmenlehrplan neue Pflichtfächer, wie «Medien und Informatik», «Wirtschaft und Recht», «Grundlagen für reflektiertes Denken», ein «interdisziplinäres Vertiefungsfach» und schliesslich noch ein Fach, das sich «Bildung nachhaltige

Entwicklung», kurz BNE, nennt, wo es, etwa angesichts des Klimawandels, um das Einüben von Verhaltensänderungen geht - ein Fach, verehrte Anwesende, das der Gefahr der politischen Indoktrinierung, wie sie der Beutelsbacher Konsens verbietet, wohl nicht ganz entgehen wird. So kommt es in Bezug auf die Studentafel notgedrungen zu einem Verteilungskampf, bei dem das Fach Geschichte, weil sich die Prioritäten verlagert haben, unterliegen muss. Schliesslich gilt es nicht zu vergessen, dass die Geschichte auch unter der starken Aufwertung der Kernfächer Lesekompetenz, Mathematik und Naturwissenschaften, die als Folge des PISA-Schocks nach dem Jahr 2000 stattgefunden hat, Federn lassen musste. Das Fach existiert bekanntlich im PISA-Test nicht.

Ich erlaube mir, im Zusammenhang mit der Abwertung des Fachs Geschichte an unseren Schulen, noch ein paar Worte zum Geschichtsstudium an den schweizerischen Universitäten. Wir alle wissen es: Wer an einem schweizerischen Gymnasium das Fach Geschichte unterrichten will, muss über einen universitären Abschluss, Master oder Doktorat, in diesem Fach verfügen. Als ich in den 1970er Jahren in Zürich Geschichte im ersten Nebenfach studierte, hatten wir eine Überzahl an Geschichtsstudentinnen und -studenten. Ich erinnere mich noch gut an einen zynischen Aushang im historischen Seminar der Universität, in dem es hieß, für angehende Geschichtslehrkräfte gebe es an den Zürcher Gymnasien zurzeit keine freien Stellen mehr, aber am Realgymnasium Rämibühl sei noch eine Stelle als Hauswart offen. Seit etwa 2004 hat sich die Situation drastisch verändert: Die Zahl der Studierenden im Hauptfach Geschichte hat spürbar abgenommen; sie ging in den letzten fünfzehn Jahren um 40% zurück. Das ist, liebe Freunde, der tiefste Wert seit über dreissig Jahren. Und das hängt meines Erachtens damit zusammen, dass in den letzten Jahren an den Universitäten eine Verschiebung von den Geisteswissenschaften zu den MINT-

Fächern stattfand, wie mir auch der ehemalige Rektor der Universität Zürich, Michael Hengartner, bestätigt hat. Dass daneben auch die Reduktion der Wochenlektionen in Geschichte an unseren Schulen, wie sie im Lehrplan 21 festgelegt ist, eine Rolle spielt, dürfte ebenfalls feststehen.

Das Fach Geschichte hat seit mehr als hundert Jahren seinen festen Platz im Fächerkanon des Gymnasiums. Das muss so bleiben, ja Geschichte muss sogar gestärkt werden. Mindestens zwei Wochenlektionen über alle vier Jahre hinweg halte ich für das Grundlagenfach Geschichte deshalb für angemessen, wobei das Ergänzungsfach Geschichte im Wahlbereich nicht geschwächt werden soll. Es darf auf keinen Fall sein, dass Geschichte nur auf der Unterstufe des Gymnasiums obligatorisch unterrichtet wird und auf der Oberstufe, also im dritten und vierten Jahr, nur noch als Ergänzungsfach oder gar als Wahlpflichtfach erscheint, wie ich das dem ersten, frühen Entwurf einer Studentafel innerhalb des Projekts «Gymnasium der Zukunft» entnehmen konnte. Bedenken wir, dass gerade Geschichte, wenn es um das Aufzeigen historischer Zusammenhänge geht, ein hohes Abstraktionsvermögen voraussetzt, das junge Menschen erst relativ spät erreichen. Aus diesem Grund erhält bekanntlich schon Emile im reformpädagogischen Roman «Emile ou de l'éducation» von Jean Jacques Rousseau erst mit 18 Jahren Geschichtsunterricht. Es wäre zu befürchten, dass sich der fatale Niedergang dieses Schulfachs bei einer Reduktion auf die ersten zwei Klassen, wie ich sie vorhin dargelegt habe, fortsetzen würde. Dazu ist es gottlob nicht gekommen, hat doch der st. gallische Bildungsrat die insgesamt sieben Wochenlektionen in Geschichte neu auf die zweite, dritte und vierte Klasse aufgeteilt, wobei die vierte, also die Maturaklasse, drei Lektionen erhält. Eine davon soll allerdings dem Thema

«Politische Bildung» gelten - eine Vorgabe, auf die ich noch zurückkommen werde. Dass das Fach Geschichte in der ersten Klasse ganz ausfällt, empfinde ich als empfindlichen Mangel. Hier könnte nämlich, mit Blick auf die beginnende Adoleszenz der Schülerinnen und Schüler, Raum für einen betont narrativen Geschichtsunterricht, also für packendes Erzählen von Geschichten, sein, wie es der neue Lehrplan ja fordert.<sup>1</sup>

Im Lehrplan 21 der Volksschule ist Geschichte als eigenständiges Fach, wie Hanspeter bereits ausgeführt hat, verschwunden und durch das schwammige Sammelfach «Räume, Zeiten, Gesellschaften» ersetzt worden, das alles Mögliche an Realien umfasst. Ähnliches darf am Gymnasium nicht geschehen; es darf beispielsweise nicht eine Verschmelzung von Geschichte und Sozialkunde geben, wie das an bundesdeutschen Gymnasien häufig der Fall ist. Das Fach Geschichte muss seine Eigenständigkeit bewahren. Denn nur so ist eine vertiefte historische Bildung, ein vertieftes Verständnis vielschichtiger politischer, sozialer und kultureller Prozesse möglich. Selbstverständlich sollen dabei Verknüpfungen mit anderen Fächern, im Sinne der Interdisziplinarität, immer wieder möglich sein. Ja, sie sollen, um vernetztes Denken zu üben und als gezielte Vorbereitung auf die Maturaarbeit, sogar gefördert werden.

### **Ein paar Worte zur Stellung der Schweizer Geschichte an unseren Gymnasien.**

Wir alle wissen, dass die Geschichte unseres Landes häufig nur noch am Rande oder oftmals gar nicht mehr unterrichtet wird. Und dies, obwohl das Interesse der Bevölkerung an der Schweizer Geschichte in den letzten zwei Jahrzehnten deutlich gewachsen ist, möglicherweise als entgegengesetzter Trend zur Globalisierung und aus dem Bedürfnis nach Orientierung in

einer zunehmend intransparenten, gesichtslosen Welt. Doch woran mag es liegen, dass die Schule da nicht mithält.

Um diese Frage zu beantworten, bedarf es eines Blicks zurück: Die Schweizer Geschichte wurde jahrzehntelang, ja bis weit in die 1960er Jahre hinein vielfach als eine mythisch überhöhte Geschichte vermittelt. Ihr Bild war geprägt von Vorstellungen, die weniger mit «objektiver» Geschichte als vielmehr mit Geschichtsmythen zu tun hatten, die in Wilhelm Tell, im Rütlichschwur und in den heroischen Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels den Anfang eines Freiheitskampfes einfacher Bauern gegen die bösen Habsburger sahen. Und dies, obwohl wir längst wissen, dass die Urschweizer Befreiungsgeschichte, wie ich bereits sagte, eine Konstruktion späterer Jahrhunderte ist. Aber die von Mythen geprägte Schweizer Geschichte besass eine doppelte pädagogische Funktion: Sie sollte in erster Linie der Identitätsfindung und der patriotischen Erziehung der jungen Menschen dienen.

An dieser staatspolitischen Mission der Schweizer Geschichte setzte nach 1968 vor allem aus dem politisch linken Spektrum die Kritik ein. Der Geschichtsunterricht habe nicht nationale Themen aufzugreifen, sondern sich internationalen und kulturgeschichtlichen Perspektiven zu öffnen, hiess es. Die Behandlung nationaler Themen könnte ja patriotische Sichtweisen beflügeln, was tunlichst zu vermeiden sei. Und wenn schon Schweizer Geschichte, dann sollten vor allem die negativen Aspekte, etwa die Verstrickung von Schweizern - ich denke an Alfred Escher - in den Sklavenhandel oder die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg oder gar das Problem der nachrichtenlosen Vermögern, vermittelt werden. Man erinnerte dabei gerne an den zum «Standardwerk» hochstilisierten Bergier-Bericht aus dem Jahre 2002, der jedoch wegen seiner teilweise einseitig gewichteten Untersuchungsergebnisse, etwa

was die schweizerische Flüchtlingspolitik betraf, nicht unumstritten ist.

Die neuere Geschichtswissenschaft ist also nicht ganz unschuldig, dass gerade die Schweizer Geschichte in den letzten ungefähr fünfzig Jahren im Geschichtsunterricht vernachlässigt wurde. Historiker wie Werner Meyer und Thomas Maissen haben vor allem die Schweizer Gründungsgeschichte «dekonstruiert» und sie mehr oder weniger ins Reich der Märchen und Sagen verwiesen. Das hat bei zahlreichen Geschichtslehrern zu einer Verunsicherung geführt, hat schliesslich bewirkt, dass der ganze Bereich der frühen Schweizer Geschichte mehr oder weniger als Fälschung abgetan und so im Geschichtsunterricht weitgehend beiseitegelassen wurde.

Bei allen Bedenken gegen eine mythisch überhöhte Gründungsgeschichte der Schweiz und bei aller Kritik an einer Darstellung, die weniger Ruhmreiches, wie etwa den Sonderbundskrieg von 1847 oder die tragischen Ereignisse vom 9. November 1932 in Genf, ausgeklammert hat: Die Kenntnis der Geschichte unseres Landes ist unumgänglich, wollen wir verstehen, wie wir wurden, was wir sind. Dabei sollen Mythen durchaus als Mythen erkennbar sein, soll ihre identitätsstiftende Funktion im Geschichtsunterricht diskutiert, sollen damit zusammenhängende Forschungsprobleme angesprochen werden. Die Geschichte unseres Landes darf an unseren Gymnasien nicht höchstens noch gestreift werden, sondern muss im Gegenteil innerhalb der Weltgeschichte ein besonderes Gewicht erhalten; denn wer die Vergangenheit unseres Landes kennt, ist umso eher fähig, auf die brennenden Fragen, die dieses Land beschäftigt, zu antworten.

Schliesslich noch ein Wort zum Fach «Politische Bildung» - zu einem Fach notabene, das im MAR, geschweige denn bei PISA nicht einmal erwähnt wird. Das Fach wurde im neuen Rahmenlehrplan vollkommen zu Recht der Geschichte angegliedert, insofern nämlich, als politische Institutionen, Normen und Prozesse nur dann verständlich sind, wenn sie als historisch gewachsen dargestellt werden. Geschichtslehrerinnen und -lehrer und nicht Lehrer für Wirtschaft und Recht, wie das früher häufig der Fall war, sollen dieses Fach denn auch unterrichten. Allerdings muss Politische Bildung als eigenständiges Fach geführt werden, darf es nicht einfach ein Teil der Geschichtslektionen sein, wie das im St. Galler Projekt «Gymnasium der Zukunft» leider vorgesehen ist. Es heisst dort wörtlich: «Im Fach Geschichte ist im vierten Jahr eine Jahreswochenlektion ausdrücklich für das Thema «Politische Bildung» reserviert.» Ich verschweige nicht, dass mich diese Formulierung nicht befriedigt, halte ich doch den Begriff «Thema» für wenig verbindlich. Nur wenn «Politische Bildung» als eigenständiges Fach mit klaren Lernzielen aufgeführt ist, sind die Lehrkräfte wirklich gehalten, sich mit ihren Klassen den politischen Institutionen unseres Landes eingehend zu widmen. Und das ist auch dringend geboten, stellen wir doch fest, dass das Wissen um den Aufbau unseres Staates bei vielen Jungen nur rudimentär vorhanden ist. Als Examinator bei militärischen Prüfungen für angehende Fouriere musste ich, um nur ein Beispiel zu nennen, wiederholt erleben, dass zahlreiche Anwärter nicht in der Lage waren, im Rahmen der Gewaltenteilung etwa die drei Gewalten im Staat oder den Unterschied zwischen einer Repräsentativen und einer Direkten Demokratie korrekt zu benennen.

Nach dem Nationalrat hat bekanntlich auch die Staatspolitische Kommission des Ständerats entschieden: Danach sollen in der Schweiz Jugendliche schon ab 16 Jahren abstimmen und wählen



dürfen. Falls das Volk der Senkung des Stimmrechtsalters von 18 auf 16 Jahre zustimmt, hat das Auswirkung auf die politische Bildung unserer Jugendlichen. Sie müssen lernen, sich mit den gesellschaftlichen Mechanismen und Institutionen auseinanderzusetzen, sich die Mittel in die Hand zu geben, ihre Entwicklung mitzugestalten. Oder kurz gesagt: Durch politische Bildung lernen sie, staatsbürgerliche und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Das bedeutet nichts weniger, als dass Politische Bildung zu einem Schlüsselfach innerhalb der gymnasialen Ausbildung werden muss. Und das schon deshalb, weil laut einer neuen Berner Studie zum Demokratieverständnis von Jugendlichen, 31% der befragten Jugendlichen geantwortet haben, es sei ihnen egal, ob sie in einer Demokratie leben oder nicht, solange es «allen gut geht». Und wenn ich den Blick noch kurz in die USA lenken darf: Da erfahre ich, dass 38% der Amerikaner, etwa zwei von fünf Befragten, sich nach einem Anführer sehnen, der demokratische Regeln bricht, um die Richtung des Landes angeblich zu korrigieren. Und das in einem Land, das als älteste Demokratie gilt. Wo bleibt da die politische Bildung?

Die Debatte über den Geschichtsunterricht in der Schweiz wurde in den letzten Jahren sehr stark durch die Einführung des Lehrplans 21 und die Kritik daran bestimmt. Die Kompetenzorientierung, bei welcher der Erwerb von Faktenwissen an Bedeutung verliert, ist dem Fach Geschichte zweifellos abträglich. Das muss sich ändern. Die häufig zu beobachtende Beliebtheit in der Stoffvermittlung im Geschichtsunterricht muss einem klaren Bildungsauftrag und verbindlichen Lernzielen weichen. Spannender und vor allem durchgehender Geschichtsunterricht dürfte zudem das wirkungsvollste Mittel sein, um die rasch voranschreitende Geschichtsvergessenheit

aufzuhalten. Und dieser Unterricht muss von ausgebildeten Fachlehrkräften erteilt werden und nicht von Lehrern, die das Fach nicht oder nicht ausreichend studiert haben oder die es noch so ganz nebenbei abdecken, um ihr Pensum an Wochenlektionen aufzufüllen. Denn nur wer im Geschichtsunterricht gelernt hat, sich mit historischen Methoden und Fragestellungen ernsthaft zu befassen und sie, so weit als möglich, anzuwenden, kann einen Beitrag zu rationaler Konfliktlösung in den Auseinandersetzungen der Gegenwart leisten.

<sup>1</sup> S. dazu den Beitrag von Hanspeter Amstutz in den letzten *Mitteilungen*, Heft 3/2023.

*Prof. Dr. Mario Andreotti, Dozent für Neuere deutsche Literatur und Historiker, ist ein profunder Kenner der schweizerischen Bildungslandschaft. 2019 veröffentlichte er im Verlag FormatOst dazu das vielbeachtete Buch «Eine Kultur schafft sich ab. Beiträge zu Bildung und Sprache».*

Zu diesem Thema findet folgender Anlass statt:

### **WOZU GESCHICHTE IN DÜRFERTIGER ZEIT?**

DIE SCHLEICHENDE ENTWERTUNG EINES FACHS UND IHRE FOLGEN

Vortrag von Mario Andreotti mit anschließender Diskussion

**Donnerstag, 21. März 2024, 18.30 Uhr**

**Kabinett für sentimentale Trivialliteratur**

Klosterplatz 7, 4500 Solothurn

Eintritt frei, Kollekte

Lehrpersonen, Eltern und andere Interessierte sind zum Vortrag herzlich eingeladen.

## FLIESENDE GRENZEN

LITERARISCHE TEXTE ZUR SCHWEIZ

Noch vor den Bundesratswahlen und vor Weihnachten konnte der Sprachkreis Deutsch das Erscheinen dieser Sammlung von literarischen Texten feiern, in denen sich Autoren und Autorinnen zu schweizerischen Themen geäußert haben, welche die Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt haben.

### PRÄSENTATION DURCH DEN HERAUSGEBER

Peter Glatthard, der Initiator und Herausgeber des Werkes fasste die Entstehungsgeschichte dieses Buches zusammen und ließ dann einige Autoren Revue passieren und gab Kostproben ihrer Texte. Ulrich Zwingli, Katharina Zimmermann, C. F. Meyer, Giorgio Orelli, Maurice Chappaz, Jérôme Meizoz, Michel Simonet, Franz Hohler und E.Y. Meyer.

An folgenden beiden Beispielen zeigte der Referent auch, welche Schwierigkeiten und gelegentlich auch unverhofften Möglichkeiten manche Textstellen den Übersetzern bereitet hatten:

Das erste Beispiel ist eine Stelle in Maurice Chappaz' *Chant de la Grande Dixence* :

Puis le sec et le chaud nous étouffent. Le tractoriste chante toujours. Bien que nous soyons joyeux je mettrai sur ses lèvres l'amer hymne suisse, le véritable, celui des soldats : "Notre vie est un voyage dans l'hiver et dans la nuit..." On insiste, avec la foi des mercenaires, des salariés pour rien "Nous cherchons notre passage dans le ciel où rien ne luit."

Die deutsche Übersetzung lautet folgendermaßen:

Hitze nun und Trockenheit. Sie ersticken uns. Noch immer singt der Maschinist. Sind wir auch frohgemut, möchte ich

ihm dennoch den Schweizerpsalm in den Mund legen, jenen bitteren, echten, den der Soldaten: «Unser Leben gleicht der Reise eines Wandrers in der Nacht ...» Und mit der Unerschütterlichkeit von Söldnern, Reisigen um Nichts, bestehen wir darauf: «Jeder hat auf seinem Gleise, das ihm Kummer macht.»

„Die französische Übersetzung des Beresinaliedes entspricht hier genau der Situation und Stimmung, die von Chappaz geschildert werden. Pierre Imhasly konnte hier kaum etwas anderes tun, als das deutsche Original des Beresinaliedes zu zitieren, das jedoch inhaltlich von der französischen „Version“ abweicht. Die franz. Version passt hier viel besser und ist sozusagen maßgeschneidert für die geschilderte Situation und Atmosphäre.“

Gerade umgekehrt verhält es sich an einer Stelle in Jérôme Meizoz' *Absolument modernes*:

Ainsi allait le monde et Dieu, de loin, vit que tout était bien. Épuisé par la Création, il confia aux Anges tout le travail nocturne.

„Die deutsche Übersetzung führt hier zu einem schönen Wortspiel, das im französischen Original nicht enthalten ist:“

So ging es zu auf der Welt, und Gott sah, aus der Ferne, dass alles gut war.

Erschöpft von der Schöpfung, übertrug er die ganze Nacharbeit den Engeln.

In einer Gegenüberstellung zeigte Peter Glatthard, wie gekonnt Michel Simonet ein Sonett aus dem 16. Jh. in einer modernen Fassung gespiegelt hat. Herr Simonet war selbst aus Freiburg angeeignet, der Brückenstadt zwischen Deutsch und Welsch. Er erzählte uns auf unterhaltsame Weise, wie er als junger Mann

dazu gekommen war, ein nicht alltägliches Leben als Straßenwischer und Schriftsteller zu führen.

Beispiele aus der italienischen Schweiz durften nicht fehlen. Der bekannte mehrsprachige Dozent und Schriftsteller Francesco Miceli las uns als italienische Kostproben Texte von Remo Fasani und Giorgio Orelli vor.

Gegen das Ende seines Streifzuges durch die Textsammlung las der Referent C. F. Meyers Herbstgedicht *Genug ist nicht genug*. Dann stellte er den Bezug zur Adventszeit her, in der ja die Vernissage stattfand. C.F. Meyer schrieb sein schönes Gedicht *Friede auf Erden!* 1886 für die Weihnachtsnummer von *Schorers Familienblatt*. 1891 schenkte er eine Abschrift der Pazifistin und späteren Trägerin des Friedensnobelpreises, Bertha von Suttner. Diese setzte das Gedicht auf das Titelblatt ihrer Zeitschrift *Die Waffen nieder!* Der Titel des Gedichts auf Französisch und Deutsch begleiteten Bilder der Münster von Bern und Freiburg im Üchtland, beschlossen den Abend: „Friede auf Erden!“ und „Paix sur la terre!“



Die Leistung des Herausgebers wurden an dem Abend in einer Rede des Vizepräsidenten des Vereins Sprachkreis Deutsch/Bubenberg-Gesellschaft und Redaktors dieser Mitteilungen gewürdigt:

### EINE ART LAUDATIO

Werte Damen und Herren, lieber Peter,  
liebe Mitstreiter im Vorstand der Bubenberg-Gesellschaft Bern - oder des Sprachkreises Deutsch - das ist bekanntlich dasselbe.  
Herzlich willkommen im Alpinen Museum zu unserer Buchvernissage. Was lange währt, wird endlich gut. Peter Glatthards Textsammlung, deren Erscheinen wir heute feiern, trug lange den Arbeitstitel CH4.

Sein Ziel war von Beginn an, Texte in den vier Landessprachen der Schweiz zusammenzustellen und allen Lesern zugänglich zu machen. Deshalb sollte bei aufgeschlagenem Buche dem Originaltext auf der linken Seite eine Übersetzung auf der rechten gegenübergestellt werden. Es gibt bekanntlich viele Leute in der Schweiz, die mehr als eine Landessprache verstehen und vielleicht sogar sprechen. Nur eine Minderheit ist aber in der Lage, nicht nur einen Zeitungsartikel, sondern auch einen anspruchsvollen literarischen Text in einer zweiten Landessprache mühelos zu lesen. Eine Übersetzung, gerade auch eine noch so gute, unterscheidet sich aber vom Original. Das ist mir, der ich auch gelegentlich Übersetzungen schreibe, sehr wohl bewusst. Es gibt französische Stilmittel, sprachliche Gebärden, die im Deutschen unpassend wären oder gar lächerlich wirken würden, in umgekehrter Richtung gilt dasselbe. Deshalb ist es wertvoll, wenn wir einen Text fließend in Übersetzung lesen können, gelegentlich aber auch im Original nachschauen können, wie eine bestimmte Stelle dort lautet. Peter wird Ihnen anhand einiger Beispiele zeigen, was es mit dem

Übersetzen auf sich hat und welche Schwierigkeiten sich dabei einstellen, aber auch, welche spannenden Einsichten sich beim Vergleich ergeben.

Einer Sprachgemeinschaft ist auch eine Literaturgemeinschaft zugeordnet, es gibt deshalb in diesem Sinne eine deutsche, französische und italienische Literatur; diese Literaturen überschreiten Staatsgrenzen, nicht aber die sprachlich-kulturellen Grenzen innerhalb eines Landes, namentlich der Schweiz, aber auch etwa Belgiens oder Finnlands, um einige andere Länder in derselben Situation zu nennen.

Es gibt also eigentlich keine Schweizer Literatur. Wohl aber gibt es - selbstverständlich - literarische Werke in allen Landessprachen, die sich mit schweizerischen Themen befassen, die alle etwas angehen, die in der Schweiz wohnen oder aus der Schweiz stammen. Deshalb heißt der Untertitel der Sammlung, die wir Ihnen heute beliebt machen wollen, „Literarische Texte zur Schweiz“.

Eine Übersetzung aller Texte in alle Landessprachen war von vornherein aus Kostengründen ausgeschlossen, auch hätte eine Aufteilung der Seiten in zwei Spalten die Lesbarkeit beeinträchtigt. Es kam deshalb nur eine Lösung in Frage: Allen deutschen Texten wird eine französische Übersetzung gegenübergestellt, während alle Texte in romanischen Sprachen von einer deutschen Fassung begleitet werden. Unsere Landsleute mit Italienisch oder Romanisch als Muttersprache sind sehr sprachgewandt, meistens des Deutschen oder des Französischen mächtig. Wenn sie literarisch interessiert sind, können sie in der Regel beides. Immerhin ist der Titel des Buches viersprachig - wenn auch Italienisch und Romanisch nur die Rückseite des Einbands zieren.

Die Auswahl der Werke war schon eine ziemliche Herausforderung, auch wenn wir das dem fertigen Buche nicht

mehr ansehen. Der Vorstand des Sprachkreises begleitete das Werden des Werkes von Anfang an. Einiges wurde auch gelegentlich im Mitteilungsblatt des Vereins von Peter Glatthard besprochen. Nicht alles, was vorgestellt wurde, schaffte es in die endgültige Auswahl. Der Grund dafür waren nicht literarische Mängel, sondern Abdruckrechte, sowohl an den Originaltexten selbst als auch an den Übersetzungen. Es war nicht immer leicht herauszufinden, wem das Copyright gehörte; es konnten auch die Erben von Verfassern sein. Wenn kein zuständiger Ansprechpartner da war, konnten Verhandlungen gar nicht geführt werden.

In vielen Fällen lag noch gar keine Übersetzung vor; dann wurde eine solche in Auftrag gegeben, oder Peter leistete sie gleich selbst.

Meine geschätzten Damen und Herren: Das Buch, dessen Erscheinen wir heute feiern, soll nicht Literaturgeschichte illustrieren; das ist angesichts der Mehrsprachigkeit auf knapp 450 Seiten ohnehin ausgeschlossen. In den Texten werden vielmehr einige Themenkreise beleuchtet, welche für die Schweiz wichtig sind und welche die Verfasser beschäftigt haben, die in dieser Sammlung zu Worte kommen. Ein Verlag, der sich für das Projekt interessierte, schlug vor, die Texte einzelnen Schulfächern und Lernzielen gemäß Lehrplan 21 zuzuordnen und parallel dazu einen Leitfaden für Lehrkräfte zu erstellen. Einige Vorarbeiten dazu wurden gemacht, doch am Ende verließ den Verlag der Mut, das Wagnis einer Publikation einzugehen. Die lange Suche nach einem Verlag, der das Werk herausgeben würde, trug mit dazu bei, dass von den ersten Ideen bis zum Erscheinen sieben Jahre verstrichen. Endlich nahm der älteste Verlag der Welt, der Schwabe Verlag in Basel, das Buch unter seine Fittiche, und dafür sind wir dankbar.

Einen Leitfaden gibt es nun nicht, aber wir trauen den Lehrkräften zu, dass sie selbst Wege finden, um Texte den Lernenden zugänglich zu machen; und wenn die Lehrer zu etwas nähere Auskünfte brauchen, sind sie in der Lage, sich diese in der einschlägigen Literatur und im Internet zu holen.

Der älteste Text ist fünfhundert Jahre alt, er stammt von Ulrich Zwingli. Die abgedruckte deutsche Fassung ist in diesem einen Falle nicht der Originaltext, weil dieser ohne Übung nicht leicht zu lesen ist. Der Text ist aber wichtig.

Die freundschaftliche Ermahnung an die Eidgenossen enthält neben dem Rat zu Einigkeit und Rechtssicherheit und der Warnung vor Eigennutz einen Bezug zu Bruder Klausens Rat: „*machet den zun nit zuo wyt*“ – aber wir finden auch bereits den Hinweis auf die Eidgenossenschaft als Zufluchtsstätte und sogar Schutzmacht für Verfolgte.

Krieg und Frieden sind die Themen mehrerer Texte; in Henry Dunants Schilderung der Schlacht von Solferino finden wir auch die Gedanken, aus welchen heraus das Rote Kreuz entstand.

Das Thema der Verfolgung und Flucht – in einem Textbeispiel ist von den Täufern die Rede – leitet über zum Thema Migration. Zur Auswanderung wurden Schweizer jedoch meistens durch die Armut getrieben, in großer Zahl vor allem im 19. Jahrhundert. Auch dazu finden sich Texte, z. B. ein bald ungemütlich anschaulicher, bald melancholisch-sentimentaler von Plinio Martini, oder ein wehmütiger des bekannten Grindelwaldner Pfarrers Gottfried Straßer, der den Auswanderern zuspricht und sie auf Gott vertrauen lässt.

Auch die jüngere und jüngste Vergangenheit kommt keineswegs zu kurz. Zu meinen Lieblingstexten dieser Sammlung gehört Maurice Chappaz' poetische Durchdringung der großartigen technischen Leistung der Staumauer von Grande-Dixence samt den zugehörigen Stollen. Der gewaltige Bau weckt Stolz und

Bewunderung, flößt angesichts des gewaltigen Eingriffs in die Natur auch Furcht ein und hinterlässt angesichts der tödlichen Unfälle und gesundheitlichen Langzeitschäden bei den Arbeitern zudem einem schalen Nachgeschmack.

Zauberhaft finde ich das Freiburger Sonett *Itineraire* von –

Reinen Genuss bietet von E. Y. Meyers in zwiefachem Sinne köstliche Satire *LOS GIGANTOS* auf die Schweizer Landesausstellung Expo 2002 im Roman *Apotheose*. Gargantua und Obelix haben ihre Nachfolger gefunden; wenn der Neuenburgersee zum Fischtopf wird, können sich alle sattessen. Im Gegensatz zu vielen Bieler Pavillons der Expo gibt es da kein Anstehen.

Nun möchte ich aber das Wort dem Herausgeber unseres Buches, und ihm zum vollendeten Werk Glück wünschen. Wir freuen uns mit ihm darüber, dass wir das Buch nun in Händen halten können. Er ließ sich durch Rückschläge nicht entmutigen und brachte zustande, was schon lange überfällig war: ein Buch mit Texten aus allen Landesteilen der Schweiz – sprachübergreifend und Sprachen vermittelnd.

*row*



*Peter Glatthard studierte Romanistik (Französisch und Spanisch). Er war lange Jahre als freischaffend und als Übersetzer für die Eidgenössischen Räte sowie als Redaktor des Bundesblattes tätig. Er wohnt in Zollikofen bei Bern.*

## DER UNBEKANNTE GOTTHELF

Zur Ausgabe des ersten Teils der historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf (Beitrag vom Dezember 2013)

von Alfred Reber

### I VORGESCHICHTE

Am 30. Okt. 2012 stellten Prof. Dr. Barbara Mahlmann-Bauer und PD Dr. Christian von Zimmermann in der Heiliggeistkirche Bern zusammen mit ihren Editionsteams die ersten acht Bände der neuen Gesamtausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken vor. In dieser Kirche diente Albert Bitzium etwas mehr als ein Jahr als Vikar, bevor er am Neujahrstag 1831 ins emmentalische Lützelflüh ritt, wo er 24 Jahre bis zu seinem Tod wirkte und neben dem Pfarramt sein beeindruckendes erzählerisches Werk schuf. Dieser 30. Okt. war der festliche Abschluss der ersten Etappe eines großen Projekts, das zehn Jahre zuvor begonnen hatte und wohl noch 20 weitere Jahre beanspruchen wird.

Begonnen hatte es vor dem Gedenkjahr 2004 zur 150. Wiederkehr von Jeremias Gotthelfs Todestag. Gotthelf-Kenner konnten damals Regierungsrat Mario Annoni, Erziehungsdirektor des Kantons Bern, davon überzeugen, es müsste eine neue Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken erscheinen, denn die bisher umfassendste 42bändige Ausgabe aus dem Eugen Rentsch Verlag sei vergriffen und andere Ausgaben seien nur noch bruchstückhaft im Buchhandel erhältlich; ließe man das Gedenkjahr ungenutzt verstreichen, so könnte sein Werk in kurzer Zeit aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwinden. Regierungsrat Annoni nahm die Anregung auf und ließ durch die Universitätsleitung abklären, ob das Institut für Germanistik bereit wäre, eine Gotthelf-Ausgabe in Angriff zu nehmen.

Im August 2003 bereits stellten Prof. Dr. Barbara Mahlmann-Bauer und PD Dr. Christian von Zimmermann auf der

Erziehungsdirektion ihr Konzept der künftigen Gotthelf-Gesamtausgabe vor. Sie sollte nach dem Baukastenprinzip aufgebaut werden, was erlauben würde, an verschiedenen Werkabteilungen parallel zu arbeiten. In einer ersten Phase sollte der «unbekannte Gotthelf» herausgegeben werden: die *Predigten*, alle Texte zum *Neuen Berner Kalender* und die *politische Publizistik*, genau jene Bereiche, die in der Rentsch-Ausgabe lückenhaft ediert und ungenügend kommentiert worden waren. Eine vollständige, gründlich kommentierte Ausgabe dieser Schriften würde Lücken der Rentsch-Ausgabe schließen, eine gute Grundlage für die spätere Edition des erzählerischen Werks schaffen und ein neues Licht auf Gotthelfs Gesamtwerk werfen.

Finanziert wird das Projekt mit Beiträgen des Nationalfonds und mit Geldern einer Gotthelf-Stiftung, die im Herbst 2005 vom Großen Rat des Kantons Bern gutgeheißen und mit 9,5 Millionen Franken aus dem Lotteriefonds geäuftet wurde, von denen 6 Millionen für die Werkausgabe bestimmt wurden. Das dürfte mittelfristig den Fortgang der Arbeit sichern. Es soll ja nicht nur ein verbesserter Neudruck der Rentsch-Ausgabe entstehen, sondern eine historisch-kritische Gesamtausgabe, die erste dieser Art für Gotthelf. Im Kommentarband zur *politischen Publizistik* erklären die Herausgeber, es sollten «die sämtlichen, heute bekannten handschriftlichen und gedruckten Texte in allen Fassungen buch staben und satzzeichengetreu» wiedergegeben werden. (F 1.2, S. 51) Früher pflegten Herausgeber oft recht frei in die Texte eines Schriftstellers einzugreifen, sie von wirklichen (oder vermeintlichen) Fehlern zu «reinigen», im Falle Gotthelfs besonders ausgiebig bei den Satzzeichen und bei der Abschnittgliederung.

### II «POLITISCHE PUBLIZISTIK»

Folgende Werkgruppen wurden am 30. Okt. 2012 vorgestellt: Alle Texte zum *Neuen Berner Kalender* samt Kommentar, ein

erster Teil der *Predigten*, der Roman *Jakobs des Handwerks gesellen Wanderungen durch die Schweiz* und die *politische Publizistik*, Textband und erster Teil des Kommentars, der zweite Teil ist noch im Druck. Die drei Bände *Politische Publizistik* sollen nachfolgend vorgestellt werden.

Der Textband enthält alle Zeitungsartikel Gotthelfs zu politischen Themen: 131 gesicherte und 24 ungesicherte Gotthelf-Texte, also solche, die mit einiger Wahrscheinlichkeit von Gotthelf verfasst wurden. Im Kommentarband werden die Kriterien erläutert, nach denen die Autorschaft der meist anonym gedruckten Texte ermittelt wurde.

Der erste Teil des Kommentars zu den Jahren 1828 bis 1840 füllt einen Band von fast 800 Seiten. Die Zahl verrät, dass dieser Kommentar mehr umfasst als bloß Wort und Sacherklärungen; er beleuchtet die bernische und schweizerische Pressegeschichte der ersten Hälfte des 19. Jh. Dem einleitenden Aufsatz *Albert Bitzios und die politische Publizistik* (F 1.2, S. 1147) folgen der Rechenschaftsbericht der Herausgeber über ihre Methode, danach die *Einzelkommentare*. Jeder Zeitungsartikel wird nach dem gleichen Raster kommentiert: Beschreibung der Originaldokumente, Inhaltsangabe, *werkgeschichtliche Einordnung eines Artikels* (z. B. Bezüge zu Briefen und zum Erzählwerk), Einordnung der Artikel in den historischen Zusammenhang, Darstellung der Auslöser für den jeweiligen Artikel (z. B. andere Zeitungstexte), Überblick über andere Stellungnahmen in der Presse (in Berner Blättern, in Zeitungen aus anderen Kantonen und in der

*Augsburger Allgemeinen Zeitung*), Verzeichnis der Quellen und der Forschungsliteratur, Stellenkommentar mit Erklärungen einzelner Wörter und Textpassagen.

Neben der Projektleiterin arbeiteten am Kommentarband mit: Christian Wipf, Florens Schwarzwälder, Jürgen Donien (†), Jens

Montandon, Jesko Reiling, Marianne Derron, Markus Hofer, Norbert D. Wernicke, Ruedi Graf, Thomas Richter.

Einer Leserschaft, die mit der Geschichte jener Epoche wenig vertraut ist, bieten die ausführlichen Kommentare umfassende Information. Für den historisch kundigen Leser von besonderem Interesse sind die Presse-Überblicke: Falls man es nicht schon weiß, staunt man über die Dichte des Zeitungsangebots im frühen 19. Jh.; deutlich mehr als 30 Zeitungen werden zitiert. Man lernt den «Journalisten» Bitzios als Stimme im bunten Pressekonzert kennen, als aufmerksamen Leser und engagiert Mitredenden. Zu Recht schreiben die Herausgeber: *Erstmals wird hier Lesern von Gotthelfs Werken die Möglichkeit geboten, sich ein Urteil zu bilden, inwieweit Bitzios mit seiner Einschätzung eines Themas allein stand oder ob er sich in Gesellschaft anderer Journalisten oder in Opposition zu verbreiteten Meinungen befand.* (F 1.2, S. 65)

Rund zwei Drittel seiner politischen Zeitungsartikel schrieb Gotthelf für den *Berner Volksfreund*, gegründet von den Brüdern Schnell aus Burgdorf, den Vorkämpfern der liberalen Umwälzung von 1831 im Kanton Bern. Der *Volksfreund* erschien erstmals am 24. Februar 1831, noch in der Endphase des Patrizierregimes. Die Brüder Schnell trafen sich mit dem Druckereibesitzer und Herausgeber Carl Langlois und mit Freunden in der Regel am Donnerstag im Gasthof Stadthaus in Burgdorf. Wenn es ihm möglich war, nahm Gotthelf an diesen Treffen, gleichsam informellen Redaktionssitzungen, teil.

Von 1836 bis 1839 wirkte der Zürcher Literat Johann Jakob Reithard als Redaktor des *Volksfreunds*.

In dieser Zeit war Gotthelfs Mitarbeit mit total 33 Beiträgen besonders intensiv. Gleichzeitig erschienen seine ersten Erzählwerke: 1837 *Der Bauernspiegel*, 1838 *Leiden und Freuden eines Schulmeisters*, die *Wassernot* und die erste der beiden

Branntweingeschichten *Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen*, 1839 *Dursli der Branntweinsäufer*.

Reithard erkannte Gotthelfs herausragendes Erzähltalent und empfahl diese Werke im Volksfreund als „Volksbücher“, als „Meisterwerke, [...] die das ganze Bernervolk angingen, weil sie als ‚lautere Wahrheit‘ ihm einen getreuen Spiegel des Landlebens mit seinen guten und schlechten Seiten zeigten und in der Tradition der verbreiteten volksaufklärerischen Werke Pestalozzis und Zschokkes stünden“. (F 1.2, S. 17)

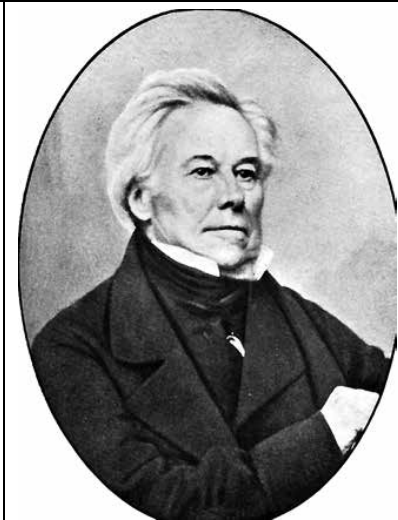
Das Themenspektrum ist breit: Gotthelf reagierte auf Zeitungsartikel, auf behördliche Verlautbarungen, erörterte aktuelle Probleme, die auch in seinem Erzählwerk zum Thema wurden, bald in Form hastig hingeworfener Einsendungen, bald als ausführliche Darlegung, bald in satirisch zugespitzten Bildern. Es gibt Themen, bei denen Gotthelfs Meinung unverändert blieb, bei andern wandelten sich seine Ansichten: Entweder sah er sich in zu hohen Erwartungen enttäuscht, oder er musste feststellen, wie neue, radikale Strömungen die Ideen der Liberalen vom Schlege der Brüder Schnell ins Abseits drängten, was sein ungestümes Temperament zu heftiger Gegenwehr herausforderte.



Ludwig Schnell (1781–1859)



Karl Schnell (1786–1841)



Hans Schnell (1793–1865)



### III ZEITUNGSARTIKEL ZU AUSGEWÄHLTEN THEMEN

#### 1. Schnapselend und Armut

Gotthelf forschte zeitlebens nach den Ursachen der Armennot; verheerend wirkte sich der rasant wachsende Branntweinkonsum aus. Die Steigerung des Kartoffelanbaus erlaubte es, Überschüsse zu Schnaps zu brennen. Die Folgen schilderte Gotthelf mehrmals, besonders drastisch 1838/39 in den beiden schon erwähnten Branntweingeschichten und 1840 in seiner Schrift *Die Armennot*. Im *Volksfreund* vom 7. Februar 1839 behauptete ein Einsender, «das seit ein paar Jahren in Bern erhobene, ‚entsetzliche Geschrei über das bedeutende Überhandnehmen des Genusses geistiger Getränke‘ sei «maßlos übertrieben». Man solle nicht «weitere Energie und Zeit gegen den Alkoholkonsum» verschwenden. Das Schnapsbrennen bringe nämlich auch volkswirtschaftlichen Nutzen: Es würden «viel mehr Kartoffeln angepflanzt und das Stein und Kernobst besser gepflegt. Die Regierung müsse die inländische Produktion viel mehr ermutigen als hemmen». (F 1.2, S. 519) Zu solchen Behauptungen konnte Gotthelf nicht schweigen. In einem Leitartikel im *Volksfreund* vom 17. Februar 1839 warnte er davor, die Zunahme des Alkoholkonsums zu verharmlosen:

*Das Dasein dieser gefährlichen Krankheit lassen wir uns also weder mit Machtsprüchen noch Trugschlüssen abstreiten; wir wollen es beweisen. Wir sind überzeugt, daß die meisten gewissenhaften Gemeinräthe uns das Dasein dieser Krankheit bereit willig und noch dazu gratis bescheinigen würden. Soll nun eine Regierung sich um diese Krankheit bekümmern oder nicht, das ist denn doch wohl eine Frage, die man aufwerfen kann, ohne medikastern [= quacksalbern] zu wollen. Wir müssen nun diese Frage durchaus mit Ja beantworten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Regierung ihren Antheil an dieser Krankheit hat. Wir meinen nun nicht, daß sie mit neuen Gesetzen helfen solle; es läuft uns im*

*Gegeatheil allemal ein Schauer über den Leib, wenn wir von neuen Gesetzen hören. Es dünkt uns immer, ehe man neue Gesetze mache, sollte man erst die alten zu handhaben suchen. Gerade da nun ist's, wo die Regierung Mitschuldige an der Krankheit ist. Ein weises Gesetz ist's z.B., daß um 10 Uhr Feierabend sein und jeder Hausvater heim solle. Was soll man aber dazu sagen, wenn Handhaber der Polizei Befehl thun: man solle die Leute nur ruhig lassen, so lange sie wollten, sobald nicht eben Streit sei; oder wenn den Wirthen, die überwirthet haben, die Buße geschenkt wird? Es ist an manchen Orten mit der Polizei so weit gekommen, daß nächstens Einfragen werden gethan wer den müssen: ob denn eigentlich dem Publikum selbst die Handhabung der Gesetze obliege. Vor Allem aus meinen wir also, sollte es die Regierung dahin zu bringen suchen, daß ihre Stellvertreter nach den Gesetzen regieren und nicht nach ihrem Gutdünken. (F 1.1, S. 104).*

Der von Gotthelf getadelte Einsender vertrat eine strikt gehandhabte Handels- und Gewerbefreiheit. Eine «tiefgreifende Liberalisierung» der Wirtschaft strebten auch die «Anhänger der Regenerationsbewegung» an. (F 1.2, S. 518) Bis 1833 hatte man ein Wirtshaus nur mit einer Konzession führen dürfen; diese Konzessionen wurden «innerhalb der Inhaber-Familie weitervererbt [...]». In der Folge blieb die Anzahl der Wirtshäuser relativ stabil und das Angebot an Alkohol beschränkt – zumal das Schnapsbrennen auf dem Land verboten war». (Ebd.) Im Zuge der Liberalisierung führte man 1833 das Patentsystem ein: Jedermann konnte gegen eine Gebühr ein Patent lösen, das ihn berechtigte, ein Wirtshaus zu führen. Darauf stieg die Zahl der Wirtshäuser im Kanton Bern sprunghaft an, allein im ersten Jahr, 1833 auf 1834, von 950 auf 1375. (Ebd., S. 519)

Gotthelf warf der Regierung Mitschuld am wachsenden Schnapselend vor, weil sie das Patentsystem eingeführt und so die maßlose Vermehrung der Wirtshäuser ermöglicht habe.

Er forderte deshalb die Regierung auf, sie müsse «helfen in diesem Jammer; aber einstweilen nur ganz einfach mit strengerer Handhabung der bestehenden Gesetze und mit gänzlicher Wegschaffung des im Lande nie beliebt gewesenem Patentsystems». (F 1.1, S. 105) In der im gleichen Jahr wie dieser Leitartikel erschienenen Geschichte *Dursli der Branntweinsäufer* beschrieb Gotthelf eine der vielen Schnapspelunken:

*Gar manche dieser Wirtschaften war nichts anders als eine eigentliche Hudelwirtschaft. Der neue Wirt war selbst ein Hudel und hatte nicht soviel Geld im Hause, um die Patentgebühr zu bezahlen, und kein Fäßchen, das dreißig Maß hielt, [...] in einer Ecke der Gaststube kindbettete sein Weib, in der andern war seine Mutter am Sterben. [...] Irgendein alter Wirt streckte vielleicht die Patentgebühr dem neuen Hudelwirte vor gegen das Versprechen, bei ihm seine Provisionen, Strohfflasche um Strohfflasche, zu holen.* (SW XVI, S. 120 f.)

## 2. Wirtschaftliche Fragen

Gotthelf lehnte also eine doktrinär gehandhabte Handels- und Gewerbefreiheit ab; das heißt aber nicht, dass er starr am Alten festhielt. Er bemühte sich vielmehr darum, Bauern und Handwerker für sinnvolle, ertragssteigernde Neuerungen zu gewinnen. In einschlägigen Artikeln im *Volksfreund* setzte er sich mit wirtschaftlichen Problemen auseinander und bewies dabei beachtliche Sachkenntnis.

### A) Wünschenswerte «Weiterbildung» von Bauern und Handwerkern

Für den *Volksfreund* vom 18. Oktober 1838 schrieb er *Ein Wort an die Landleute*; darin warb er für eine Zeitschrift, die seit 1833 monatlich erschien: *Der Verbreiter gemeinnütziger Kenntnisse. Zeitschrift für Volksbildung in der Schweiz. Ein Inbegriff des Neuesten*

*und Bewährtesten aus dem Gebiete der Künste und Gewerbe, der Land und Hauswirthschaft, der Natur und Völkerkunde.* (F 1.2, S. 501) Die Entwicklung schreite rasch voran, betonte Gotthelf: «Jede neue Stunde bringt die Menschheit vorwärts im Erkennen und Benutzen der geschaffenen Dinge». (F 1.1, S. 98) Diese Erkenntnisse verbreiteten sich aber noch zu spärlich und zu langsam. Dem Bauer attestierte Gotthelf bedeutende Fortschritte in der Bewirtschaftung des Bodens. Aber noch kümmerte er sich zu wenig um das, was andere wüssten und erfahren hätten,

*... weil ihm durchaus unbekannt bleibt, was man eine Stunde von ihm treibt; weil er auch gar nichts liest, und so in seinem Alten bleibt. Er weiß den unendlichen Vortheil noch gar nicht zu würdigen, der darin liegt, daß heut zu Tage Einer sich die Erfahrungen aller andern Menschen zu Nutzen machen kann. Wie langsam geht's bis Einer etwas ersinnt; wie geschwind aber, wenn er vernimmt, was Millionen in den Sinn gekommen!* Ebd., S. 99)

Bei den Handwerkern dagegen sehe es trostlos aus, die meisten blieben «bei dem stehen, was sie aus den Lehrjahren gebracht» und «bei der kleinsten Zumuthung, die über das Gewöhnliche geht», zeigten sie sich völlig hilflos. (Ebd.) Gotthelf empfahl deshalb allen, regelmäßig den *Verbreiter nützlicher Kenntnisse ...* zu lesen. Diese Zeitschrift sollte, wenn nicht in jedem Haus, so doch in jedem Dorf vorhanden sein und dürfte «in keiner Volksbibliothek fehlen». (Ebd., S. 100)

### B) Raubbau an den Wäldern

Gotthelf sorgte sich um die Emmentaler Wälder. Schon vor 1830 war die Waldbewirtschaftung im Emmental «nie verbindlich geregelt gewesen», und nach 1830 erschwerte «die Neuverteilung der Kompetenzen zwischen Gemeinden und Kanton eine einheitliche forstwirtschaftliche Regelung». (F 1.2, S. 650) Dem

Prinzip der Handels- und Gewerbefreiheit zuliebe wurde auch der Holzhandel liberalisiert, was zu einem noch massiveren Raubbau am schon vorher übernutzten Wald führte.

In einem Leitartikel im *Volksfreund* vom 2. Januar 1840 griff Gott-helf den Gen Rat frontal an, weil dieser nach mehreren Versu-chen, neue Regeln für den Holzhandel aufzustellen, das Geschäft unerledigt liegen ließ. Der Anfang der Schelte zeigt Gotthelf als angriffigen Satiriker, der keine Schonung kennt, wenn er glaubt, Inkompetenz und Schlamperei von Politikern und Beamten auf-decken zu müssen. Er fürchtete die ökologischen Folgen eines ungehemmten Holzhandels und dessen soziale Auswirkungen, dass nämlich die Armen kein Brennholz mehr zu erschwingli-chen Preisen würden kaufen können.

*Der Große Rath schickte den Entwurf eines Holzausfuhr-gesetzes den Bach hinunter; er versteht das wohl am besten, das den Bach hinunterzuschicken. Wenn dann wieder etwas unter dem Tische liegt, so meint man, was verrichtet worden sei, und geht stolz nach Hause; und die Departemente machen es sich wieder gemächlich, gratuliren sich gegenseitig, daß sie so ungeschoren davongekommen, und neujahren wohlgemuth bis Lichtmeß [= 2. Februar, 40 Tage nach Weihnachten], bis sie ungefähr vier-zehn Tage, ehe der Große Rath sich versammelt, wieder das Seil zur Hand nehmen, an welchem der Große Rath geführt zu wer-den pflegt und eiligst daran drehen. So liegt also das, was man gegen die Holzverarmung thun wollte, unter dem Tisch, die Sache ist damit abgethan; und weil eins nicht beliebte, wird man nichts anders thun, und Jahre lang wird Niemand mehr darüber das Wort nehmen dürfen. Damit ist aber nichts verrichtet; von dem unter dem Tische liegen lebt das Land nicht, sein Wohl wird damit nicht gefördert, das lehrt leider die Erfahrung. Wir hätten vom Großen Rathe erwartet, daß er ausdrücklich den Regierungsrath beauftragen würde, daß er auf die Befolgung der*

*bestehenden Gesetze achte und die betref antwortlich mache. Das wird nun nicht geschehen; der Regierungsrath wird wieder in seine politischen Zänkereien sich hineinleben und sich um das Uebrige wenig kümmern; wenn die Beamten sich nicht politisch mißfällig machen, so wird ihrer Willkühr überlassen bleiben, ob die Ausführung eines Gesetzes ihnen beliebt oder nicht. So wird jeder Besitzer holzen können, wo und wie er will. (F 1.1, S. 147 f.)*

Nachruf von Alexander Sury auf Alfred Reber im *Bund*:

*Der Berner Germanist Alfred Reber, der als Seminarlehrer und Dozent am Sekundarlehrant der Universität Bern tätig war, hat sich zeitlebens mit dem Werk von Jeremias Gotthelf auseinandergesetzt und Wesentliches zu dessen Erforschung und Verbreitung beigetragen. Reber gab unter anderem Geschichten über "Geld und Geiz" von Gotthelf heraus und veröffentlichte eine Studie über "Stil und Bedeutung des Gesprächs im Werke Jeremias Gotthelfs. 2004 arbeitete er zu Gotthelfs 150. Todestag die rund 5600 Namen umfassenden Besucher-verzeichnisse des Emmentaler Pfarrers auf und veröffentlichte sie in «Gotthelfs Gäste». Auf Alfred Rebers Initiative nahm 2003 die Idee einer historisch-kritischen Neuausgabe von Gotthelfs Werken sowie via die Gründung der Jeremias-Gotthelf-Stiftung das 2012 in Lützelflüh eröffnete Gotthelf-Zentrum konkrete Gestalt an. Jetzt ist Alfred Reber in in seinem 92. Lebensjahr in Bern verstorben.*

<https://www.derbund.ch/jeremias-gotthelf-forscher-alfred-reber-im-92-lebensjahr-gestorben-302739590264>

Ein ausführlicher Nachruf von Prof. Barbara Mahlmann- Bauer ist abrufbar auf einer Webseite der Universität Bern:

[https://www.gotthelf.unibe.ch/forschungsstelle/alfred\\_reber\\_19322024/index\\_ger.html](https://www.gotthelf.unibe.ch/forschungsstelle/alfred_reber_19322024/index_ger.html)



Hotel und Restaurant Stadthaus in Burgdorf:  
*Treffpunkt Brüder Schnell, Jeremias Gotthelf und Carl Langlois, Redaktor «Volksfreund»*



Gedenktafel für die Brüder Schnell  
am Hotel Stadthaus in Burgdorf

DER UNBEKANNTE GOTTHELF: Illustrationen zum Aufsatz von Alfred Reber (S. 22f.)